

Nun laßt uns gehn und treten!

Paul Gerhards Lied — ein Neujahrsgruß an unser Volk.

Nach einem Predigttext von E. N. bearbeitet.

In dunkler Nacht bin ich einmal zum Gipfel eines Berges aufgestiegen; die Nebel quollen im Tal, und ich war ganz allein. Aber je höher ich kam, desto lichter ist es um mich geworden. Bald sah ich den ersten Stern, und aus dem einen Sternlein wurden ihrer viele; die haben zu mir geredet von dem Hüter der Menschheit, der da nicht schläft noch schlummert. — Heut ist Neujahrstag; durch Dunkel und Nebel, durch Sorge und Arbeit sind wir zu Berge gestiegen, und wir stehen jetzt wieder auf einer Höhe unseres Lebens. Wir schauen empor und sehen die leuchtenden Sterne am Firmament; wir sehen das Dunkel und brauende Nebel hinter uns; wir sehen auch vor uns wallende Nebel und dunkle Nacht, und in das Dunkel führt uns der Weg nun weiter, dies Jahr, manches Jahr noch, wenn's Gott gefällt. — Heut ist Neujahrstag; wir stehen auf einer Höhe und sollen nun weiter wandern, so wie es auf dem Bilde hier wohl zu sehen ist; daß wir aber den rechten Weg durch das Dunkel auch finden, klingt tröstend das Wort an unser Ohr: „Ich will mit euch einen neuen Bund machen!“ Der aber, der uns zum Neujahrstag so grüßt, den sehen wir auf dem Bilde hoch oben aus den Wolken grüßen.

Wollten in alter Zeit zwei in aller Not zueinander stehen als gute Gefellen, dann hoben sie die Hand zum Eid und schwuren. Bundesgenossen waren sie geworden, Treue um Treue hatten sie einander gelobt. Heut in des Jahres ersten Stunden denken wir auch an die Not der kommenden Tage; da suchen wir auch nach Bundesgenos-

senschaft; brauchst nicht lang zu suchen; er ist schon zu dir getreten, spricht und gelobt: „Ich will einen ewigen Bund mit dir machen. Treue um Treue!“ Von dem andern

brauchst du nicht zu sorgen, daß er sein Wort nicht hält; er hat es gehalten seit jenem Tage, da aus deinem Elternhause ein kleiner Zug trat: voran ein schlummerndes Kind, dann der Vater und die Paten: In der Taufe schloß Gott mit dir einen ewigen Bund, und jedesmal, wenn du auf einer Höhe deines Lebens standest, klang tröstend dieselbe Verheißung wieder: „Ich will einen ewigen Bund mit dir machen. Treue um Treue!“ — In den Tagen der Wintersonnenwende tauschten die alten Deutschen mit besonderer Andacht auf das Rauschen der Bäume, auf das Wehen des Wintersturmes in dunkler Nacht. Mit der wilden Jagd zieht Wodan durch Wald und Flur, und wenn er brausend vorübergefegt ist, dann hat er die Felder gesegnet. — Wir wissen, die alten Götter sind längst gestorben, aber einer lebt; der segnet uns und unser Werk in alter Treue. Er segnet das schlafende Feld, daß aus der grünen Saat das wo-

gende Korn, aus den goldenen Ähren die reife Frucht uns erwache. Ja, er segnet trotz manchen Mißerfolges, den das kommende Jahr für dich auch umschließt. Es wird nicht alles so werden, wie du es erwartest. Auch das liegt im Worte Treue: Der allmächtige Gott will uns nicht selbstsicher werden lassen; das taugt für den Christen nicht. Auch harte Hände müssen sich zum Beten falten, und wenn sie beten: „Unser täglich Brot gibt uns heute“, dann soll's kein ausgedroschenes Stroh sein, sondern ein



Gebet aus der Tiefe in Vertrauen und Hoffnung auf den, der seinem Volke die Treue noch nie gebrochen hat. Von dem andern brauchst du nicht zu sorgen, daß er sein Wort nicht hält. Aber deine Treue?

Es tritt heute am Neujahrstage die Sünde zu dir, da du deinem Gott Treue geloben willst, und klagt dich an: sie zählt in dieser Stunde manches auf, wodurch du ihr Knecht geworden bist. Sie redet von Untreue, von häßlichen Gedanken, von unsauberen Worten und von manchem schmutzigen Werk. Gewiß hast du vieles wieder vergessen, was das vergangene Jahr an Sünden für dich umschloß; aber dein Gott hat's gesehen, und es ist alles verzeichnet im Buche des Lebens. Und gerade um dieser Sünde willen gelobt dir heute dein Gott: „Ich will dein Kampfgenosse sein in deinem Ringen wider das Böse. Ich will mit dir streiten, wenn du es willst. Ich will einen ewigen Bund mit dir machen, mit jedem unter uns, mit der ganzen Christengemeinde.“

Ach wenn doch alle auf dies Wort der Treue hören wollten! Dann würde es besser werden in unserer Kirche, und sie brauchte nicht zu klagen über viel Lauheit und viel Untreue.

Ach wenn doch alle auf dies Wort der Treue hören wollten! Dann könnte es besser werden in jedem Dorf. Dann würde viel Haß und Unfrieden, viel Zank und Streit verschwinden.

Ach wenn doch alle auf dies Wort der Treue hören wollten! Dann würde der einzelne nicht nur auf das Seine sehen sondern mehr Einigkeit, mehr gemeinsames Interesse würde die große Gesamtheit des deutschen Volkes einen. Hat das Raiff eisenwerk uns den gangbaren Weg gezeigt, die Kräfte im Erwerbsleben zusammenzuschließen, warum soll es nicht möglich sein, daß aus der Zusammenfassung noch verborgener Schätze reicher Gottessegens erwachse in der Pflege des Idealen, der Schönheit, des Brudersinnes in unserm Volk? Diese noch schlafenden Kräfte zusammenzufassen zu einer großen Einheit, zu einem schönen Bund, das ist ein Gedanke, der heute am Neujahrstage die Herzen hochschlagen lassen muß. Der Allmächtige aber spreche darein: „Segnen will ich das deutsche Dorf, segnen will ich die heimatfrohe, deutsche Familie, daß sie nicht untergeht in den Strudel einer wilden, gottlosen Zeit. Segnen will ich alle, die in dieser Not zueinander stehen, ein neues Jahr zu schmieden, ein Jahr deutscher Einheit, geboren aus bitterer Not und Armut. Tretet alle zueinander und schließt den Ring! „Siehe, ich will mit euch meinen ewigen Bund machen. Amen.“

Silvesterstunde in einer erzgebirgischen Gaststube.

Die Silvesterstunde brach an. In der „Gaststube“ des Wirtshauses in Kr. waren viele Einwohner des Dörfchens versammelt, gemeinsam das alte Jahr zu verabschieden und das neue zu begrüßen. Die jüngeren Leute saßen an kleinen viereckigen Tischen, die an zwei mit Eisen dicht bewachsenen Wänden der Gaststube aufgestellt waren; die älteren „de Mannen“, die Väter der „Stadt“, hatten am Stammtische Platz genommen. Die „Hunuratiu“ an diesem Tisch führte das Wort, während die anderen meist still zuhörten, ihre „Pfeif Bähmischen“ rauchten, ihr „Tippel“ Wiesenthaler tranken und mächtige Lachsalven abgaben, wenn von einem der „Grußen“ ein Wiß erzählt worden war. Allgemeine Lieder wurden gesungen, und an jedes schloß sich der „Kantus“ an:

„Ham mer aans gesunge,
s hot net schie geklunge,
Wöll'n mer noch aans singe,
Dos soll schenner klinge!“

„Wie lang dauert da's alte Gahr noch?“ fragt der Hans-Michel-Kar. „s dauert gerod noch a halbe Stund“, antwortet ihm der „Stroßenwärter“. „Na“, sagt der Pächler-Rand, „do könne mer doch noch a paar Tschumperliedle singe!“ „Du fast gleich selber amol aans lustträhle!“ wirft der Schmiedel-Anton ein, „du hast meitog an schinnsten singe könne! Sing nár amol dei Leidliedle!“

Der „Rand“ läßt sich's nicht zweimal sagen; er setzt sich in „Posentur“ und legt los:

„: Ginne mer amol nüber :;
Ginne mer amol nüber zum Schmied seiner Fraa.
: Ginne mer amol nüber :;
Ginne mer amol nüber zum Schmied.
Der Schmied, daar hot a Sau geschlacht
Un hot a gute Worscht gemacht —
: Ginne mer amol nüber :;
Ginne mer amol nüber zum Schmied.“

Nachdem sich der „Rand“ durch einen kräftigen Schluck gestärkt hat, wendet er sich zu seinem Nachbarn: „Nu, Mann-Lob-Fritz, ihe fast du aans machen!“ „Ja, wos da gleich?“ besinnt sich Fritz. „Ich waar amol dos singe, wos ich von meiner Alten gelernt ho; das gieht asu:

„Fritz, bleib do, mer waß noch net, wie's Watter ward,
Fritz bleib do, mer waß noch net, wie's ward.
'S könnt reinge, 's könnt schneie,
'S könnt oder aah schie Watter warn,
Fritz, bleib do, mer waß noch net, wie's ward.“

Auf allgemeines Verlangen muß auch der „Bürgemaaster“ eins singen. Er wartet gern mit „Tschumperliedeln“ auf, die er sich selbst „zammreimt“. „Singt nár alle ne Schwanz naus miet“, sagt er und beginnt:

„De Kratschumer Weibsen ham schiene Röck ah,
Die sei se noch schillig (schuldig) dan Buchhölzer Ma!
Holla deriala, holladara,
Holla deriala, hopsafasa.“

„Ihe faahl'n nár noch fünf Minuten“, bemerkt der Straßenwärter. „Na, do hult nár de Weibsen aus der Küche rei“, fährt er fort, „die müssen doch heit en halben Zantner Bleigossen hoom — un mach'ts Fenster a Gelackel (Spältchen) auf, doß mer's Silvestergeleit (Geläute) hört, wenn's lusgieht.“ Raum sind die letzten Weibsvölker: 's Mühl-Gustel, de Bennichlieb-Ida und 's Zahlob-Mienel, eingetreten, tönt eine Stimme von draußen: „Se leiten, se leiten!“

In der Gaststube, wo eben noch gelacht und gescherzt worden ist, wird's still und feierlich, „wie in der Kirche“, auf den Gesichtern spiegeln sich Andacht und Ernst. Pot-Fardenand, der Senior im weißen Haar, schüttelt gerührt den Kopf; eine Träne drängt sich aus seinem blauen Auge und rollt über die Faltenwange in den weißen Krausbart. „Ei, ei, is dos Geleit schie“, sagt er, „dos gieht en doch richtig ins Gemüt. Waar was, ob's net mei leht's Silvestergeleit is!“ Dann steht er mit gefalteten Händen auf und spricht beherzter: „Nu wöll'n mer wie alle Gahr aah heier unnern Baarsch singe!“ Alle Anwesenden erheben sich, und in „stimmungsvollen Dissonanzen“ klingt's durch den Raum:

„Das alte Jahr ist nun entflohn,
Wir leben in dem neuen schon,
O Gott im Himmel, dir sei Dank —
Dich preise unser Lobgesang!“

Alle nehmen wieder Platz; Pot-Fardenand ergreift das Wort zu einer Ansprache — 's war seine letzte Silvesterrede.

„s alte Gahr“, sagt er, „is nu vorbei, un 's neie gieht ah. Wos uns dos bringe ward, wissen mer net; 's is ober aaracht gut. Mah nu komme, wos will, 's ward schu ausgehalten sei. De Hauptsach is, doß uns der liebe Gott gesund derhält, doß mer wieder tüchtig arbiten könne. Ich fogs n bleib derbei: Gesundit is doch 's höchste Gelick. Un nu wünsch ich allen a rechts gesund's, gelicklich's nei's Gahr! Nammt alle eire Geläßer, mer wöll'n offs neie Gahr ahstußen!“

Alle ergreifen die mit dampfendem Silvestergrog gefüllten „Faustpensen“. Nun gibt's ein Gläserklingen, ein Prostrufen, ein bewegtes Durcheinander.

Der „Deberstuhm-Kar“ intoniert auf seiner „Harmonie“ den „Bügelbeerbaam“; die Tische werden beiseite geschoben, Paare drehen sich im Kreise. Die Tanzlust hat bald alle gepackt. Selbst der weißhaupte Senior ruft: „Wos, heit is ganz egal, heit zum Silvester ward aah amol aufgewurzelt; komm,

Miene, wöll'n mer ins neie Gahr neitanzen! Du, Karl, spiel amol menn ~~Heisen~~ Tanz, ne Bügelsteller; do könne mer aah alle mietsinge!"

Wieder buntes Tanzgewimmel, darunter das lustigste Paar: der Pot-Gardenand mit seiner Miene, und:

„Ercht mit'n Füß'n trapp, trapp, trapp,
Nochert mit'n Händen klatsch, klatsch, klatsch,
Härschtes sei, ich sog dirsch sei,
Loß dich mit kenn annern ei!"

klingt es hinaus in die Silvesternacht.

Hugo Eberwein.

Moosch'n Feierohnd



A gefrorener Pfafferkuhng.

Dr Silvesterohnd war für uns, wie mer noch sette Boffen von a Gahrer achtze, nenze warn, aangtlich dr schönste Ohnd in ganzen Gahr, höchstens de Kerimis un 's Gutsgeber-Fast ging noch drüber. Denn offs Bleigießen un Pantoffelwarfen hatten mir uns schu 's ganze Gahr gefrät.

Emol aah, 's ka epper für e Gahrer dreißig sei, hatten mir Boffen un Maad ausgemacht, doß mer an Neigahrshelighohnd druhm in mittlern Haus alle zammkomme wöllten zun Bleigießen. Doß do kaaner an dan Ohnd gesaahlt hot, dos ka mr sich denkn.

Mir war'n fünf Boffen un fünf Maad. Zeerscht taten mr Blei gießen. Do gobs sei viel ze lachen. Kuschaffle, Klippel-säck, Pfaar, Ziengböck, aah Tutenköpp un noch viel setts olbersch Zeig is fartig wor'n, ich waß oder net, ob aah nár aans zu getroffen hot, ich gelaab's net! Denn Kuschaffle un Klippel-säck spiel'n in jeden Gahr de erschte Geig, do braucht mr ka Blei drüm ze gießen. Nár dos was ich noch, doß ich a Ding zewaag gebracht ho, dos sooch aus wie ä Pantoffel. „Ä Pantoffel bedett nisch Guts," saht de Sattler-Minde, „nam dich nár in acht, doß dersch net recht drackig gieht." Ich ho oder nisch drauf gab'n un ho asu lang geschmolzen, bis wos Gescheit's draus wor'n is. Dernooch ging's Pantoffelwarfen lus.

Wie mr nu esu bis üme Mitternacht rümgeolbert hatter warsch Zeit zum Hamgieh. Mir Boffen zuhng sich ah, un derweile hoom de Maad uns jeden änn grußen mehling Pfafferkuhng eigepack. Ich gelaab, a setter Pfafferkuhng war seine zwä alte Grosch waart. Dos Ding wur recht schie eigewickelt un mit Bindfoden zammgeschnürt. Nochert macheten mr, doß mr fortame.

Unnerwags krieget dr Barg-Heisel-Karl Hunger. „Hent,"¹⁾ saht er, „ich namm menn Pfafferkuhng raus, ich ho Hunger." Ich ho dervu ogeroten. „Loß ne drinne," saht ich, „bis eheim kimmste schu." Oder er wollt nisch dervu wissen un machet 'ich über sänn Pfafferkuhng har.

„Nu," saht ich, „do brach ich mir aah äh Eckel o." Ich nahm mei Paketel har un tat an dr Spiz 's Papier äwina wagreißen, bis ich ne Pfafferkuhng fühlet. Oder wie ich neigebissen ho, kam ich mit de Zäh' gar net richtig durch.

„Mei Pfafferkuhng is oder hart," saht ich, „do möcht mr doch de Beißzang namme!"

„Dar is halt gefror'n," maanet dr Karl, „behalt ne nár äh bissel drinne in Maul, do ward 'r schu auftaae."

Dos ho ich aah gemacht, oder 's war nisch.

„Weis nár ämol har," fung dr Nodler-Emil ah, „ich will ämol neibeissen." Er hot tüchtig neigebissen, dos ka mer net annerisch soong, oder waggebracht hot 'r sei nisch.

„Ihr hat kaa rachte Forsche in de Zäh'," saht dr Barg-Heisel-Karl, „ihr will iech ämol weisen, wie mr Pfafferkuhng assen tut." Nu hot 'r sich halt neigelegt, dr Schwaak stand'n off dr Störr — rupps, — war de Spiz von Pfafferkuhng wag! Oder, klar hot 'r ne net gebracht.

„Ich wäß gar net," saht 'r, „dos muß äh ganz annere Art von Pfafferkuhng sei, mr wöll'n nár ämol äh Schwaafelhölzel ahzündun un dos Ding ahlächten!"

Dos ho ich gemacht — un wos hatten mir die Teifelsmaad eigepack? Enn alten Laaderpantoffel!

„Na," saht dr Barg-Heisel-Karl, „do warsch nár gut, doß mrsch weiskriegt ham, eh' dar Pantoffel alle wor'n is, sifst hätten mir verze Tog lang Zwaaden in Moong ringeschleppt!"



E Geli kauf ins neie Gahr.

Von Edwin Behrenz, Leipzig.

(Nachdruck verboten.)

Brudert, vrschneit, liegt dr Wald in Ruh' —

Ganz von fern, aus'n Tohl, rufft 's Gelsäck uns zu:

„'s Gahr gieht ze End', halt Rückschau ihr Zeit. — 's war mitunner ne biese, ne garst'ge Zeit."

's wär wärllich ze winsch'n, e mr is neie Gahr frieng.

De biese Zeit blieb mit zammst ne altn

Gahr hinner uns lieng. —

Doch wolln mr nett gammern un hänge ne Kopp,

Na, lieber fest packen de Zeit bänn Schopp.

Uhne Teisching un Zoong in de Zukunft sahe,

Mir Gebärgler loss'n uns nett aus dr Bahn
naus hahe!

Woll'n mr denkn an unnere Vorfahr'n zeriä:

Die mutig trogten ne schlimmst'n Geschiä,

Wie die ne neie Gahr entgeg'n gesahe,

Ihr Zeit: — genau su tue mer sch ah. —

Mög's komme, wie's will,

Mir shtell'n unnern Ma,

Un packt uns 's wing Lab'n ah noch su hart ah. —

Wir wolln's schu maastern, dr Hamit frei,

— Sugiehe mr, mit Gott, ins neie Gahr nei!

Gelid auf!



¹⁾ Hent, zusammengezogen aus he, nicht? (i. v. w. hört!)

Bilder aus der Heimat.

Eine Sprungschanze auf dem Wintersportplatz in Jöhstadt.

Es ist eine ausgezeichnet gebaute Sprungschanze auf hervorragenden Sportgelände, die in diesen Tagen bei Jöhstadt ihre Weihe erfahren hat. Wie lange war diese Gegend gleich anderen bezüglich des Zuzuges von Wintersportlern stiefmütterlich bedacht, obwohl sie jedem Skifahrer alles bietet, was sein Sportherz sich wünschen kann. Es fehlte an jenen, die da tatkräftig eintraten für dieses Sportgelände, die nicht nur warben, schrieben, sondern auch mit der Tat vorangingen. Das ist seit Jahren nun schon anders geworden, erfreulich anders geworden. Pioniere des Wintersportes haben auch dem Jöhstädter Schilaufergelände immer neue Freunde zugeführt und nun wird die Errichtung der Sprungschanze dort bei Jöhstadt aller Arbeit für den Sport die Krone aufsetzen. Unser Bild zeigt die mustergerüstete Schanze, auf der nunmehr der Springer sich üben und ausbilden wird, um dann bei Sprungwettbewerben seinen Mann stellen zu können. Wie hier, so ist auch sonst das ganze Jöhstädter Umgebungsgelände



Die Sprungschanze bei Jöhstadt.

für den Wintersport sehr geeignet, sowohl für den Anfänger, wie auch für den Fortgeschrittenen. Die sanft geneigten Hänge in unmittelbarer Nähe der Stadt ermöglichen dem Anfänger gefahrlose Abfahrten in übersichtlichem, hindernisfreiem Gelände und gestatten ihm, immer im Angesicht des Ortes, Abfahrten von 2 Kilometer Länge bei 150 Meter Fall. Schon nach kürzester Übungszeit erschließt sich ihm, in 15 Minuten Entfernung, die Pracht des Waldes, in dem er stundenlang beim Genuß immer wechselnder Szenarien des schlafenden weißen Waldes und der verschneiten Höhen und Täler seine Spur in den Schnee ziehen kann. Durch eifriges Üben auf den Hängen bei der Stadt erlernt er bald die Schwünge, die ihn schwierige Gelände-

abschnitte sicher überwinden und in dieser Beherrschung des Terrains die eigentliche Freude am Skisport genießen lassen. Der Langstreckenläufer findet auf dem Rücken des nahen Erzgebirgskammes mit Fahrten z. B. nach dem Fichtelberg oder Reilberg lohnende Ziele. Die neuerrichtete Sprungschanze, die der Erzgebirgs-Zweigverein unter Mithilfe der Stadtverwaltung, der Sportvereine und vieler Einwohner von Jöhstadt entstehen ließ,

wird auch diesen Zweig des Wintersportes erblühen lassen, und gern werden bei Sprungwettbewerben in Jöhstadt die Meister der Schanze ihr Können unter Beweis stellen. Die Sprungschanze ist zwar nicht eine Anlage zur Erreichung von Rekordsprüngen, aber eine Anlage, die als Übungsgelegenheit zur Heranbildung eines tüchtigen Springernachwuchses vorzüglich geeignet ist. Die Schanze liegt an einem Ostabhang im Tale des rauschenden Schwarzwassers in unmittelbarer Nähe der Jonathan-Mühle und ist vom Bahnhof Jöhstadt in 5 Minuten zu erreichen. Der Anlauf ist verteilt durch

ein 4 Meter hohes und 19 Meter langes Anlaufgerüst. Die Breite des Gerüsts von 4 Meter gibt dem Springer Ruhe und Sicherheit wie auf der natürlichen Bahn. In kurzem raschen Anlauf von insgesamt 38 Meter gelangt der Springer auf den 4 Meter breiten und etwa 2 Meter hohen Schanzentisch, von dessen Kante er über den 10 Meter langen toten Punkt die 29° steile Aufsprungbahn übersehen kann. Der geringe Neigungswinkel der Aufsprungbahn wird an das Sehvermögen des Springers gewisse Anforderungen stellen. Im letzten Teil des Auslaufes wird die 8 Meter breite Ueberbrückung des Schwarzwassers passiert, wo dann der Auslauf auf dem großen Felde der Möbelfabrik von Anger & Sohn sein Ende findet.

Das Stadthaus in Buchholz.

Dort, wo vor Jahren noch industrielle Arbeitsstätten standen, wo das Amalienstift und das sog. Bauer-Haus sich befanden, dehnt sich seit Monaten nun der stattliche schöne Bau des Buchholzer Stadthauses; ein Haus, das in schwerer Zeit entstanden, zum Notstandsbau geworden ist, der dann dreifachem Zweck gerecht ward: der Milderung der Erwerbslosennot und andererseits der Raumnot der Gemeindeverwaltung, sowie drittens auch der Abhilfe der Wohnungsnot. So hat man in Buchholz auch hier nicht darauf losgebaut, sondern hat wirtschaftlich, sozial und finanziell verständig abgewogen und gehandelt, als man ans Werk ging. Unser Bild zeigt den Bau. Schon haben wir ihn in der „D. Z.“, ehe er bezogen wurde, durchwandert, haben unsere Leser durch die Räume geführt, die dort für vorgenannte Zwecke erstanden. Keiner ist überflüssig, keiner trägt den Stempel etwaigen Luxus; alles ist praktisch, modern, in schlichter Schönheit erstellt. Der Entwurf zu dem stattlichen, ein-



druckvollen Gebäude stammt von Herrn Oberstadthaumeister Paul, der auch hier wieder sich als ein Leiter des Stadtbauamtes erwies, der Praktisches mit stilvoll Zeitgemäßem zu verbinden weiß, Höchstes nach beiden Seiten erreichend. Das Gebäude birgt in erster Linie Verwaltungsräume der Stadt, und zwar die Spar- und Girokasse, das Steueramt samt dem Vollstreckungsamt, sowie das Ratsarchiv; ferner die Wohnung des Bürgermeisters und vier weiterer Mietparteien. Schicksalsmäßig hat der Bau seine Entstehung ureigentlich dem großen Brande zu verdanken, durch den seinerzeit der Gebäudekomplex an jener Stelle vernichtet wurde, in dem u. a. die Firma H. W. Gutberlet Betriebsräume besaß. — So haben auch Straßen und Plätze der Stadt mit ihren Gebäuden ihre Geschichte. Der Zeitgenosse geht gewöhnlich sehr bald uninteressierter an ihnen vorüber, während der Chronist in späteren Jahren forscht, was dort einst war.

* * *



Illustrierte Wochenbeilage der „Obererzgebirgischen Zeitung“

Nr. 1. — Neujahr 1931.

Bilder aus aller Welt.



Wetter-Flugzeug abgestürzt.

Das Wetterflugzeug der Königsberger Wetterdienststelle, das jeden Morgen um 8 Uhr aufsteigt, um meteorologische Untersuchungen vorzunehmen, ist bei Wickbold, nahe Königsberg, abgestürzt. Beide Insassen, der Flugzeugführer Schwabe und der wissenschaftliche Mitarbeiter Dr. Steiger, wurden getötet.

Das Schiffsunglück im Kattegatt.

Links die geretteten Fahrgäste der „Oberon“ bei ihrer Ankunft in Kopenhagen an Bord der „Arkturus“. Rechts der zer Splitterte Bug der „Arkturus“, der am besten von der Gewalt des Zusammenpralls zeugt.



Dr Buten-Kahl aus Scheibnberg.

Gewidmet vom Käscheefabrikanten Richard Schmidt in Dresden, Webergasse 21.

Hier habt ihr ihn im Bilde, diesen wunderlichen Kauz, diese originelle „Gurke“, dieses Mischgebilde bester und daneben widerlichster Charaktereigenschaften, diesen Spielball der Spottlust von Kindern aller Art bis zu den 50- und 60jährigen herauf. Der in Münden lebende Annaberger Maler Rudolf Köselitz hat ihn gezeichnet, so wie er ihn in seiner Erinnerung sieht.



Der Scheibnberger Botenmann, in Annaberg Buten-Kahl, in Schlettau Buten-Hermann gerufen, ist nun schon über dreißig Jahre tot, aber die älteren Bewohner von Annaberg, Buchholz, Schlettau und Scheibnberg befinden sich noch gern auf ihn. Es ist, als ob die heutige Zeit solche aus dem Durchschnitt herausfallende Menschen garnicht mehr fertig brächte.

Nun schaut ihn an! Das grobe, ungeschlachte und ungepflegte Gesicht mit dem derben „Zinken“ darin und der breitgebauten, festen Kieferpartie deutet hin auf grobsinnliche Begehrlichkeit. Nun wir wissen, daß ihm Essen (hier richtiger „Fressen“) und Trinken (wieder richtiger „Sausen“) als der eigentliche Daseinszweck seiner Persönlichkeit erschien. Nicht auf Wert und Güte der durch seine gewaltige Eingangspforte zum Innern gehenden Speisen und

Getränke kam es ihm an, sondern nur auf deren Menge. Käse- und Pöhlingshaut und dazu schales, lange gestandenes Tropfbier wurde mit derselben Gier verschlungen und ebensolchem Geschmack vertan, wie er etwa einen köstlich duftenden Schweinebraten verspult haben würde. Ein Zug von Befriedigung trat da in sein Gesicht, den wir auch auf dem Bilde wiederfinden, wo der Buten-Kahl eben im Begriff ist, einen zerbeulten und zerknautschten Zigarrenstummel zu verschmauchen, den er mit stolzer, gravitätischer, kavaliermähiger Handhaltung zum Munde geführt hat. Die Walfischflossenähnlichkeit der Hand fiört hier tatsächlich nicht. Mit Eleganz und Selbstbewußtsein gibt er sich ganz dem Genießen hin. Selbst seine sonst lässige, sich gehende Körperhaltung ist gestrafft, fast hebeitsvoll.

Aber eine Hauptsache. Billig mußte alles sein, billig, billig. Die liebste Münze, die er dafür ausgab, war: Nichts. Er ließ sich prügeln und schlagen, ließ sich quälen und herumhegen, ließ sich „Schindluder“ mit sich treiben, wenn er dabei nur etwas Freßbares ergattern konnte.

Kam er in eine Schenke — nebenbei: er kam in jede — bettelte er den Wirt an um zusammengeschüttetes Reigenbier. „Hast de net ewink Bier? Hähä! I gih, du hast schu wos, gaa (gib) haar, gaa haar!“

Die tief hintergezogene Mütze, die aber trotzdem noch mit dem Schirm weit übers Gesicht hereinragte und so den ganzen Kopf hübsch warm hielt, und der um den Hals geschlungene und unter den Rock geknöpfte lange Schal, sowie seine an allen Ecken und Enden geflickte und beschmierte Hose und die steifen, aus breithartem Leder gefertigten Stiefel machten unseren Buten-Kahl zu einer auffälligen Straßenfigur und zu einem zum „Verallbern“ sich wohl eignenden Objekt.

Soll noch etwas über seine Wesensart gesagt sein, so haben wir uns ihn als ehrlich, gutmütig, nicht übelnehmisch, mit einer Dosis Verschlagenheit und Dummheißigkeit ausgestattet, aber auch schwach und furchtsam vorzustellen.

Herr St. aus Schlettau erzählt uns vom Buten-Kahl folgende Einzelheiten: Aus Scheibnberg kam alle Tage der Botenmann mit dem Schiebbock, wenn er auch nichts aufgeladen hatte, und machte seine regelrechte Tour über Schlettau und die alte Straße über den Berg nach Buchholz und dann nach Annaberg.

Seine Frau fuhr mit dem Hund ein paar Stunden später, aber sie benutzte von Schlettau aus die neue bequemere Straße, weil sie immer ziemlich schwer bepackt war mit Waren, die sie in den Buchholzer und Annaberger Posamentenhäusern abliefern mußte; dafür nahm sie wieder Pakete mit für die Verleger in Schlettau und Scheibnberg. Der Buten-Kahl suchte meistens die Gasthäuser auf und spionierte, wo er etwas zu rauchen und etwas Kaffees vorfand, es konnte sein, was es wollte.

Wenn er nun ziemlich voll geladen (innerlich) von Annaberg und Buchholz durch Schlettau heimwärts zog, gab es oft große Lust. Seinen leeren Schiebbock ließ er auf der Gasse vor dem Wirtshaus stehen. Kam nun der Kahl wieder heraus, war meistens der Schiebbock verschwunden. Nun ging das Suchen los, alle Gassen auf und ab. Da er bei dieser Uebung nach und nach alle Versteckwinkel kennen lernte, fand er den Schiebbock meist auch wieder.

Eines schönen Abends kommt der Kahl in später Stunde in den Boß-Gasthof. In Buchholz hatten sie aber wieder einmal in irgendwelcher Weise mit ihm das „Kälbchen ausgetrieben“. Er mochte jedenfalls in bösem Zustande gewesen sein, denn er wußte nicht, daß man ihm sein Gesicht mit Ruß bemalt hatte. Da gerade niemand da war, drückte er sich in der großen Gaststube herum und kam dabei an einem großen Spiegel vorbei. Da erschrak er heftig, denn es blickte ihm, wie er dachte, aus einem Fenster ein schwarzer Mann mit weißen Augen entgegen, sodaß er geängstigt den Gasthof verließ. Das hatte er nicht begriffen, daß er sich selber gesehen hatte.

Mit seinem Schiebbock fuhr er nun zur Pfarre. Dort wollte er das einzige Päckchen, was er heute auf seinem Schiebbock hatte, abgeben. Da er aber die Türe zur Pfarrwohnung verschlossen fand, hing er das Päckchen (es war ein Hase, den er aus Annaberg mitgebracht hatte) an den Haustürdrücker. Er dachte, morgen früh würde man das Päckchen schon gewahr werden. Der Hase hat aber nicht lange dort gehangen. Es hatte sich jemand gefunden, der aus Mitleid mit dem Hasen diesen aus der kalten Herbstluft mit in seine warme Stube genommen hatte.

Der Buten-Kahl war nun schon ein Stück über das Schlettau-Krankenhaus hinaus. Da hielt er seinen Schiebbock an und legte sich ein wenig darauf, er mochte recht müde sein. Ob er einen Augenblick eingeschlafen war, es ist möglich, denn er wurde gar nicht gewahr, wie jemand ihn anrief und aufrüttelte. Wie bekannt, ging unser damaliger Pastor Schmidt fast alle Abende allein spazieren, und der war es, der unsern Buten-Kahl entdeckt hatte. Weil er den Buten-Kahl aber wirklich nicht auf die Beine brachte und gleichfalls meinte, in dieser Kälte könne man unmöglich einen Menschen im Freien liegen lassen, sah er keinen Ausweg, als selbst den Karren anzufassen und ihn mit dem Menschen bis herein zum Boß-Gasthof zu fahren. Doch kaum hatte er den Schiebbock mit beiden Händen gehoben, gab es ein Geschrei, und der Passagier sprang mit Fluchen und Schimpfen in die Höhe. Da trat auf einen Augenblick der Mond hinter den Wolken vor. Der Pfarrer sah entsetzt das schwarze Gesicht, und der Buten-Kahl merkte auch, wem er den „daamischen Hund“ angeworfen hatte. Ohne Gruß und Kuß gingen beide auseinander.

Einmal kam er in eine Gastwirtschaft. Da im Hause „reine“ gemacht wurde und weil da alle Hände gebraucht werden, war keine Bedienung im Gastzimmer. Das zwecklose Warten dauerte dem Buten-Kahl zu lange, er suchte darum auf dem Büfett herum, wo er in einigen Gläsern kleine Bierreste sah und daneben auch ein großes Glas, das scheinbar zur Hälfte Bier enthielt, während die obere Hälfte offenbar eine dicke Sahne war. Der Buten-Kahl machte kurzen Prozeß, trank die Pfütchen Bier schnell aus und führte auch das volle Glas zum Munde. Aber es kam ewig nichts gelaufen. Er hob es höher und höher, bis auf einmal sich die untere Masse im Glase durchgerungen hatte. Da spritzte und pfückte ihm die obere Sahnen-schicht das ganze Gesicht und den blauen Schürzenlaß überall voll. Nun aber ging das Becken los, kein Tropfen durfte umkommen. Auch auf dem Schürzenlaß fuhr seine Zunge herum. Als er das bedienende Mädchen kommen hörte, verschwand er

schnell und zog die alte Buchholzer Straße hinaus. Aber, aber — das war eine böse Wegfahrt. Bis zur Windmühle brauchte er diesmal drei Stunden statt einer halben.

Aller paar Minuten sprang er hinter ein Gebüsch oder froh er an einen Feldrain und gab der Natur zurück, was er nicht halten konnte. In seinen Därmen schien Revolution zu sein. Auf der Windmühle schlief er auf dem stillen Dertchen vor völliger Erschöpfung ein. Als er aufgestöbert war, zog er seines Wegs weiter nach Buchholz und Annaberg, wo seine Frau ihn schon stundenlang erwartet hatte. Die Predigt, die er dort hörte, rüttelte ihn wieder auf. Daß ihm nichts weiter passiert ist, ist eigentlich ein Wunder, denn das große Glas Bier mit der dicken Sahne stand vielleicht ein Jahr im sogenannten Kellerrhals in einem Loch, wo es endlich entdeckt und heraufgeschafft worden war, um den Inhalt zu entleeren, der nicht so leicht dem Glase entnommen werden konnte, weil das Bier eine breiige, fast feste Masse geworden war, und die schöne „Sahne“ war nichts weiter wie dicke, festgewordener Schimmel. Als er abends um 10 Uhr wieder in Schlettau erschien, brachten ihm die Gäste, die von dem früh Geschehenen wußten, gutes Bier und warme Würstchen. Er fühlte sich entschädigt. Es gibt eben noch eine ausgleichende Gerechtigkeit.

Eines Sonnabends traf der Buten-Kahl abends 11 Uhr im „Weißen Roß“ ein. Auf dem runden Tisch stand eine Schüssel mit hartgekochten Eiern. Er mochte Hunger haben und bettelte mich deshalb um ein Ei an. „Nun gut,“ sagte ich, „du sollst eins bekommen, aber du mußt dein Maul ganz weit aufsperrn, damit ich dir das Ei im ganzen, gleich so wie es ist, hineinschieben kann.“ Natürlich der Buten-Kahl machte es so. Das Ei wurde mit der spitzen Stelle an seinen Mund gesetzt. Ein tüchtiger Schlag mit meiner Hand an das Ei, und weg war es. Ja ja, weg war es, aber wohin? Nun ging das Elend los! Das Ei stak hinter den Zähnen, ohne zerdrückt zu sein. Es war nicht klar zu bringen, bis ich endlich zum Kahl sagte: „Sperrs Maul ganz auf!“ Er tats, und pfauch! hatte ich ihm mit beiden Fäusten zu gleicher Zeit auf jeden Backen einen solchen Schlag versetzt, daß das eingesperrte Ei fast zu Brei zer-

quetscht war und dem Kahl das Wasser aus Augen und Nase floß. Ja, da war allen Anwesenden das Lachen vergangen und hauptsächlich mir. Er hatte aber frohe Laune behalten, brauchte er doch nun nicht mehr zu ersticken. Ich aber kaufte ihm einige Würstchen und ein Glas Bier, damit er mich wieder als „Freund“ betrachtete. Aber so etwas Dummes mache ich nicht wieder.

Unser Freund, der Schwipper-Emil, war seinerzeit auf der Amtshauptmannschaft in Annaberg in Stellung. Er ging öfter abends nach Schlettau nach Hause. (Ja ja — die Liebe!) Unterwegs kehrte er in der „Windmühle“ oder im „Heiteren Blick“ gern einmal ein. Einmal traf er in der „Windmühle“ ein, als gerade die Gäste wieder mit dem Kahl ihren Spaß hatten. Jemand wollte ihm ein Stück von seiner blauen Schürze abschneiden. Natürlich nur zum Schein. Aber an seinem Sträuben und seinem Abwehren, an seiner Angst hatten sie ihre Lust. Solchen Unfuss machten sie mit ihm. Also in dieser Gefahr war er heilfroh, als er im Schwipper-Emil einen Retter nahen glaubte. Er fing an zu schreien: „Giste wack! Ich soog's sei dort ne Harrn Amtshauptmann!“ Das half.

Wenn der Kahl von seiner Annaberger Tour in Schlettau eintraf und auch dort noch einige Bierreste bekam, hatte er gute Laune, und er brauchte nicht lang gebettelt zu werden, um etwas zu deklamieren. Beim Kunzmann-August am Markt stieg er deshalb die zwei Stufen hinauf, die nach der hintern Stube zum Fleischgewölbe führten. Er streckte sich und reckte sich, verdrehte den Hals und fing an, ein Kauderwelsch zu predigen, aus dem kein Menschenkind flug wurde. Sein jedesmaliges Abtreten von der Rednerbühne begleitete er mit den Worten: „Und er verschwand!“ Auch heute wieder hatte er diese Worte gesagt und sich umgedreht, um nach dem Aufklappen der Türe im Hinterzimmer zu verschwinden. Da kamen die zwei großen Fleischerhunde, der Bazem und der Türk, auf ihn los. Ein Mordsstandal! Die Tür wieder zuschlagen und rücklings die Stufen hinabstürzen, war eins, er lag da wie eine ägyptische Bildsäule. Nachdem man ihn aufgehoben hatte, machte ein Glas Bier alles wieder gut.

Bilder aus aller Welt.



100. Geburtstag Heinrich von Stephens.

Der Gründer des Weltpostvereins und erste Generalpostmeister des Deutschen Reiches, Heinrich von Stephan, wurde am 7. Januar 1831 zu Stolp in Pommern geboren. Stephan hat nicht nur das deutsche Postwesen auf eine moderne, gegenüber den damaligen Einrichtungen gänzlich veränderte Grundlage gestellt, sondern er hat auch als Gründer des Weltpostvereins auf dem Gebiete internationaler Postreformen überragende Arbeit geleistet. Die einheitliche deutsche Reichspostgesetzgebung von 1871 ist sein Werk. Er schuf die Postkarte, einheitliche Tarife für Pakete, Postanweisungen und die Bücherpost. Auch die erste Fernfabellegung ist sein Werk, ebenso die Rohrpost in Berlin. Unser Bild: Die erste Postkarte des von Stephan gebildeten Nordd. Postgebietes a. d. 3. 1870, links: Porträt Stephens.



Ein neues Luther-Denkmal.

In Berlin-Zehlendorf wurde ein Denkmal Luthers mit zweien seiner Kinder enthüllt. Das Denkmal ist eine Arbeit von Prof. Levin Funke.

Bilder aus aller Welt.

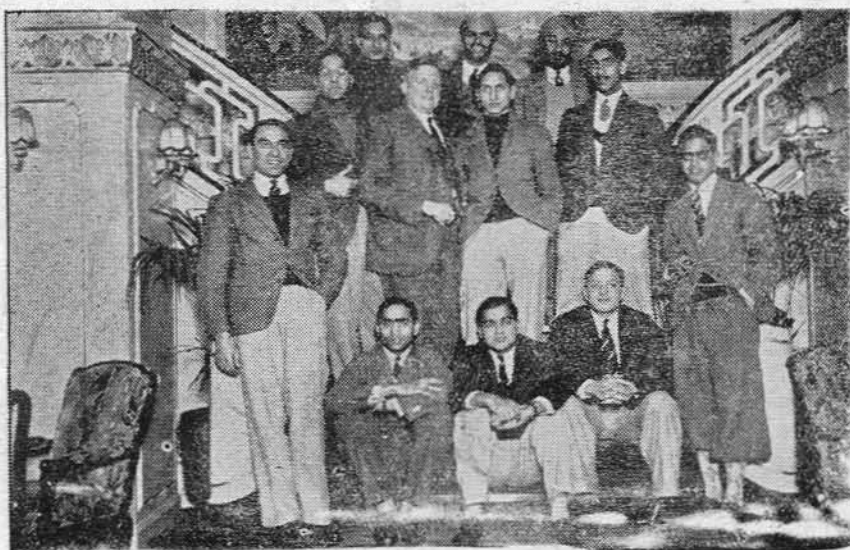


Die neuen 20-Mark-Scheine der Reichsbank.

Mit dem 22. Dez. sind diese neuen Geldscheine ausgegeben worden, die auf der Vorderseite das Bild des Industriepioniers Werner von Siemens (oben) und auf der Rückseite einen allegorischen „Kopf der Arbeit“ darstellen (unten). Die neuen Scheine sind sowohl dauerhafter, als auch mehr gegen Fälschungen gesiegt. Scheine in den anderen Geldwerten sollen ihnen folgen.

Die Ankunft der Maharadscha-Mannschaft.

Die bekannte indische Studenten-Hockeymannschaft „Varsity Asiatics“ ist unter Führung des Nawab von Bataudi in Hamburg eingetroffen. Unser nebenstehendes Bild zeigt die indische Hockeymannschaft während der Lieberfahrt an Bord der „Deutschland“. Die Mannschaft wird Wettspiele in Hamburg, Berlin, Leipzig, Mannheim, Heidelberg und Bonn austragen.



Der Vatikan gibt eine illustrierte Zeitung heraus.

Die erste Ausgabe der „Illustrazione Vaticana“ zeigt die Kuppel von St. Peter. Das Blatt wird vom Vatikan herausgegeben.

Kein Zweikampf, sondern ein Unglück.

Wie zwei Hirsche zur Brunstzeit sind diese beiden Flugzeuge, von denen das eine landen, das andere starten wollte, auf dem Roosevelt-Feld, dem New Yorker Flugplatz, zusammengefahren. Die Fahrgäste kamen mit leichten Verletzungen davon.